

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Rainer Schäfer

Andreas Biermann

ROTE KARTE DEPRESSION

Das Ende einer Karriere
im Profifußball

Gütersloher Verlagshaus

Inhalt

Kapitel 1

Pumuckl aus Spandau	8
Gedämpftes Leben, gezügelte Gefühle	11
Flucht in das Traumschloss	16

Kapitel 2

Biermann und der Ball	20
In die Enge getrieben	27
Von Spandau zum Hauptstadtclub Hertha	30

Kapitel 3

Verletzliche Wunderknaben: Sebastian Deisler und Andreas Biermann	36
Gemeinsame Tage bei Hertha	39
Zu müde, um zu leben	46

Kapitel 4

Die Angst, Schwäche zu zeigen	54
Blond und stark: Unbeschwerte Monate	54
Nur keine Schwäche zeigen	58
Der Umgang mit »Weicheiern« im Fußball	66

Kapitel 5

Alles auf eine Karte	74
Professor Poker	78
Spiel ums Leben	83

Kapitel 6

Das gelähmte Leben	94
Im Camp der Arbeitslosen	94
Schicksal als Trott	98
»Ich wollte nur noch gehen«	104
<i>»So hat man sich immer weitergeschleppt«</i>	
<i>Juliane Biermann, vor der Therapie</i>	108

Kapitel 7

Wie Teresa Enke Andreas Biermann das Leben rettet	116
Zurück im Leben	116
Das Drama des deutschen Fußballs	120
»Das Kartell der Tabuisiere und Schweiger brechen«	125

Kapitel 8

Der lange Weg aus der Depression	130
»Es kotzt mich nur noch an«: 58 Tage und Nächte	
auf der Depressionsstation	130
Der Krebs der Seele	141

Kapitel 9

»Den Fußball zu verlieren, das ist seine größte Chance«	148
<i>Interview mit Silka Hagen, Psychologin von Andreas</i>	
<i>Biermann in Hamburg-Ochsenzoll</i>	148
Rückkehr nach Spandau	159
<i>»Kann ein Depressiver überhaupt lieben?«</i>	
<i>Juliane Biermann, nach der Therapie</i>	161

Kapitel 10

Rote Karte Depression168

Der FC St. Pauli steigt auf, Andreas Biermann

steigt aus168

*»Als Frau ist es für mich unverständlich, wie es im
Fußball zugeht«*

Juliane Biermann, nach dem Ausstieg175

»Bei mir würde ein depressiver Profi spielen«

Interview mit Holger Stanislawski, Trainer des

FC St. Pauli178

»Jetzt kann ich Robert Enke verstehen«186

Es dauerte nur zehn Minuten, bis er wusste, wie er sterben wollte. Keine Schmerzen wollte er dabei haben. Er hielt sich für einen Schisser, wenn es um Schmerzen ging. Direkt nach einem Training fuhr er zu einem Baumarkt, er verzog die Mundwinkel, als er einparkte und dabei den fetten Werbespruch an der Fassade des Baumarktes las: »Mach Dein Ding.« Er war ganz ruhig, er bewegte sich so lässig, als ob er einen Eimer Tapetenkleister kaufen wollte. In der Gartenabteilung wählte er eine Rolle Klebeband, das etwas aushalten konnte, und den Schlauch mit dem größten Durchmesser. Er war grün und so groß, dass er ihn ohne große Mühe am Autoauspuff befestigen konnte. Das Stück war zwei Meter lang und kostete acht Euro. Den Bon ließ er liegen, er hatte nicht vor, zu reklamieren und den Schlauch umzutauschen.

Zuhause versteckte er den Schlauch in seinem Hobbyraum im Keller. Hier würde seine Frau ihn nicht entdecken. Er atmete ein paar Mal aus, jetzt konnte ihm niemand mehr etwas anhaben. Wenn der schwarze Wirbel wieder in seinem Kopf toben und ihn erfassen wollte, dann wäre er vorbereitet.

Kapitel 1

Pumuckl aus Spandau

Die Straßen sehen aus wie abgepaust, eine gleicht der anderen. Wer hier zum ersten Mal lang geht, kann sich leicht verlaufen. Wer hier jeden Tag lang geht, hat sich schnell satt gesehen. Unförmige Wohnblocks stehen Schulter an Schulter, werfen ihre Schatten auf die Straßen. Mancher steht etwas schief da, als ob er zu schwer tragen müsse, zeigt da eine Falte, dort eine Narbe. Die höchsten Wohnanlagen recken sich fünfzehn Etagen nach oben. Alle sind in die Jahre gekommen, die Farbe blättert vom Verputz, hier wird schon lange nicht mehr renoviert. Immer wieder müssen die Bewohner ihre Stimmen anheben, die älteren machen es ganz automatisch. Es ist wie Luft holen, wie ausatmen. Sie reden solange gegen den Motorenlärm an, bis er die letzten Silben verschluckt. Dann warten sie einen Moment, bis eines der Flugzeuge über ihre Köpfe hinweg gedrohnt ist. Sie kommen im Minutentakt, Spandau gehört zur Einflugschneise des Flughafens Tegel.

Zwischen den Wohnblocks wachsen moosige Grünflächen, das Gras hat Mühe, die kahlen Stellen zu überwuchern. Der Rasen darf nicht betreten werden. Spielende Kinder sind hier unerwünscht, wie überall, wo Hausmeister ihren Ordnungswillen durchsetzen. In einem der Wohnblocks, sieben Stockwerke hoch, wächst Andreas Biermann auf. Die Fassade wird braun gestrichen, als das Mietshaus Anfang der 60er-Jahre fertig gestellt wird. Die Farbe ist bis heute die gleiche geblieben, Regenwasser und Schmutz haben sich wie Jahressringe auf die Fassade gelegt, sie imprägniert, Branton in Branton. Berlins Zentrum mit dem Ku'damm ist 20 Minuten entfernt. Zu weit für viele Spandauer. Sie haben ihr eigenes Zentrum, viel näher,

nur wenige Minuten entfernt. Ihre Wahrzeichen sind das Rathaus und die Nikolai-Kirche, die den Spandauern wie Leuchttürme Orientierung bieten.

Spandau ist ein Stadtteil, in dem man den anderen nicht lange aus dem Weg gehen kann. Andreas Biermann überlegt sich genau, wann er nach draußen geht. Bevor er die Wohnungstür öffnet, streckt er seinen Kopf aus dem Fenster, prüft, ob die Luft rein ist. Wie ein Indianer auf Kriegspfad, der versucht, Gefahren zu wittern und Spuren zu lesen. Aber es ist kein Kinderspiel für ihn. Manchmal hat Biermann Angst, die Wohnung seiner Eltern in der Falkenseer Chaussee zu verlassen. Er weiß genau, was passiert, wenn er im falschen Moment auf die Straße tritt. Dann wird es nicht lange dauern, bis sich ein Pulk von Kindern gebildet hat, der sich an ihn hängt und den er nicht mehr abschütteln kann. »Da kommt die Colafrau«, grölen die Kinder. Und: »Hol uns ein Bier, Mann.« Der Steppke ist allein, allein gegen viele.

Er zieht diesen gehässigen Chor hinter sich her durch die Falkenseer Chaussee und die angrenzenden Straßen, wie ein viel zu schweres Gewicht. Lange kann er diese Last nicht schleppen. Es ist ihm unangenehm, er schämt sich. Er kann auch zornig werden, mehr auf sich als auf die anderen Kinder. Es ist ein Zorn, der sich nach innen richtet. Biermann ist ein gutmütiges Kind, hilfsbereit, höflich, zurückhaltend. Viel zu zurückhaltend. Er ist anders als die anderen, was er immer wieder zu spüren bekommt.

Manchmal ist es nur ein anderer Farbton, der einen zum Außenseiter werden lässt. Andreas Biermann hat kupferrote Haare. Sein Schopf ist Pumuckl-rot, seine Haut ist so blass, als sei er im Schatten aufgewachsen. Wenn er in die Sonne geht, wird sie krebsrot. Weiß und Rot, diese Farbtöne wechseln sich ab, dazwischen kennt er keine Farbschattierungen.

Biermann ist schwächling und spitzknochig, mit Konterfeis wie seinem bitten Hilfswerke um Spendengelder. Biermann sieht aus wie eine Figur aus dem Kinderkanal, über die alle lachen und Scherze machen. Biermann ist der Pumuckl aus Spandau, verspottet und belächelt. Auch die Erwachsenen lächeln, es ist ein Lächeln, das sagen soll: Ach, die Kinder. Es sind doch nur Scherze unter Kindern.

Für Biermann machen sie das Heranwachsen zur Qual. Sie nehmen ihm den Atem, sie schränken ihn ein wie eine schwere angeborene Krankheit. Biermann macht vor allem sich selbst und sein Aussehen dafür verantwortlich, dass die anderen ihn ablehnen. Wenn er anders aussähe, hätten sie keinen Grund, ihn zu verfolgen. Alle gegen einen: Die Macht der anderen ist Biermanns Ohnmacht. Hilflosigkeit: Das ist das Gefühl, das er am häufigsten spürt, als er in Spandau heranwächst. Auch in der Grundschule, der Siegerland-Schule, gibt es nur einen Bereich, in dem sich Biermann aufgehoben und sicher fühlt: der Sportplatz. Dort wird Fußball gespielt. Hierhin zieht sich Biermann in den Schulpausen zurück. Fußball ist die Sicherheitszone, der Sperrgürtel, in dem er nicht belangt werden kann. Dort hat er Argumente, die überzeugen und sein Aussehen nebensächlich werden lassen. Biermann hat oft einen Lederball im Rucksack dabei; wenn er Mitspieler findet, ist er nicht zu halten. Es kommt vor, dass er die Zeit vergisst und immer noch auf dem Fußballplatz steht, wenn der Unterricht längst wieder begonnen hat.

Aber jeden Tag bekommt Biermann zu spüren, dass Farbenlehre unter Kindern brutal sein kann: Kupferrot ist für die anderen das Signal, ihm weh tun zu dürfen. Für Biermann ist sie die Farbe der Demütigung. Oft liegt er abends in seinem Bett und wünscht sich, dass er seine Haut, seine Haare abziehen könnte. Dass er anders sein könnte. Warum kann er nicht aussehen wie die anderen? Biermann hasst seine roten

Haare, seine Haut, die nur Extreme kennt, sterbensbleich oder sonnenbrandrot. Wehren kann er sich nicht gegen den Spott, gegen die Hänseleien. Dafür ist er zu ruhig, zu sanft. Zu gut erzogen.

Biermann bekommt es jeden Tag zu spüren, dass er anders ist. Er bekommt es zu oft zu spüren. Irgendwann glaubt auch er, dass er weniger wert ist als andere. Biermann fühlt sich als »ein Nichts, als wertlos. Ich habe das geschluckt und nie zurückgeschlagen. Ich habe das für bare Münze genommen und mich ausgestoßen gefühlt«, erzählt er. Andreas Biermann leidet stumm. Darüber zu reden, würde seine Qualen nur noch verstärken. »Ich habe das mit mir selbst ausgemacht, was eine Zeit lang einigermaßen ging.« Gedemütigt zu werden, gehört zu seinem Alltag, wie das Rathaus zu Spandau, mit dem Turm und der Uhr, vor dem er manchmal steht und hoch schaut. Dann träumt er davon, den anderen zu beweisen, dass er etwas kann, etwas wert ist. Irgendwann würden sie aufschauen zu ihm in Spandau. Da ist sich Biermann sicher. Er kann stur sein, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat.

Gedämpftes Leben, gezügelte Gefühle

Hunde ziehen ihre Halter hinter sich her, sie kennen den nächsten Weg um die Ecke. Die Namensschilder am Wohnblock wechseln kaum, es sind drei Parteien auf jeder Etage, insgesamt 21. Hier geht man ein Leben lang zu dem Friseur, der einem das erste Mal die Haare geschnitten hat. Biermanns gehen zum »Damen und Herren Salon«, zwei Straßen weiter, es gibt zwei Haarschnitte, einen für Frauen, einen für Männer. Geld holt man nur in einer Sparkasse, in der Filiale, in der man die Angestellten kennt. Geldangelegenheiten sind hier Vertrauenssache.

Die Tage gleichen sich in Spandau, wo Andreas Biermann am 13. September 1980 geboren wird. Er ist das zweite Kind von Gernot und Marlies Biermann. Schwester Daniela wird 1977 geboren. Da lebt Achim schon bei Biermanns, ein Onkel von Andreas, der keine anderen Angehörigen mehr hat. Zu Achim und Daniela hat Biermann ein sehr gutes Verhältnis, wie er sagt. Wie auch zu seinen Eltern. Die Familie teilt sich eine Mietwohnung mit 70 Quadratmetern in einem siebenstöckigen Wohnblock. Es sind zwei größere und zwei kleine Zimmer, der Platz reicht, wenn man die Ansprüche klein hält und aufeinander Rücksicht nimmt. Die Biermanns machen das, ohne viel darüber zu reden.

Achim ist zehn Jahre älter als Andreas. Andreas teilt sich ein Zimmer mit seiner Schwester. Er braucht nicht viel, ein paar muskelbepackte Spielfiguren wie He-Man, die ihm das Gefühl von Schutz vermitteln. Und ein Aquarium, in dem Fische darauf warten, dass er sie füttert. Andere Tiere erlauben die Eltern nicht, sie könnten die Wohnung verschmutzen. Wer die Wohnung betreten will, muss die Schuhe ausziehen. Im Wohnzimmer steht eine schwere, dunkle Schrankwand, auf der Ablage stehen Rahmen mit Familienfotos, auf dem Tisch stehen Schalen, immer gut gefüllt mit Süßigkeiten und Knabbereien. Auf dem Flur stehen Schuhe, in Reih und Glied. Darüber hängt ein schwarzer Schuhanzieher. Auf der Haustreppe riecht es nach Kohl. Und so wie es eben riecht, wenn Menschen auf engem Raum zusammenleben.

In dieser Wohnung ist schon Marlies Biermann aufgewachsen, gemeinsam mit den Eltern und acht Geschwistern. Auch das ließ sich irgendwie einrichten. Man ist noch enger zusammengerückt. Als die Bauten Anfang der 60er-Jahre hochgezogen wurden, waren die Mietwohnungen noch begehrt. Heute wechseln die Namensschilder an den Türen viel zu häufig,

sagen diejenigen, die schon lange hier wohnen und bleiben wollen. Die Blocks sind abgewohnt, es sind Wohnungen, die alt eingesessene Mieter trotzdem nicht verlassen, weil sie ihre Schwächen lieb gewonnen haben. »Spandau bei Berlin« heißt der Stadtteil bei den Hauptstädtern, für sie gehört Spandau nicht mehr zu Berlin. Es ist ein Randbezirk, den die Hauptstadt nicht braucht.

Für den jungen Andreas Biermann ist Spandau ein Bezirk mit einem überschaubaren und eingeschränkten Aktionsradius: Die Schule ist nur wenige Minuten von der Wohnung entfernt, gleich um die Ecke ist ein Fußballplatz, eingerahmt von einem Metallzaun. Auf dem trifft sich Andi regelmäßig mit André, Yener und Mario. Das sind seine Freunde, zumindest, solange sie auf dem Fußballplatz sind. Wenn Achim und Andi alleine zuhause sind, spielen sie Fußball im Flur, mit einem Stoffball. Frau Biermann seufzt, wenn mal eine Lampe zu Bruch geht. Die Jungs und der Fußball, das soll nun mal jemand verstehen.

Biermanns Vater Gernot ist Angestellter bei der Berliner Stadtreinigung, er regelt im Büro die Finanzen. Inzwischen ist er in Frühpension gegangen, auf eigenen Wunsch. Vor ein paar Jahren hat er einen Herzinfarkt erlitten, er muss auf seine Gesundheit achten und zu viel Umtrieb vermeiden. Biermanns Mutter Marlies arbeitet einige Jahre als Apothekenhelferin, sie verliert ihre Arbeitsstelle, sie hat keine andere mehr gefunden. Sie geht seitdem putzen, um die Haushaltskasse aufzubessern. Große Sprünge können sie sich nicht leisten, Andreas wächst in bescheidenen Verhältnissen auf, aber »wohlbehütet«, wie er sagt. »Die Eltern haben immer versucht, unsere Wünsche zu erfüllen, auch wenn das nicht einfach für sie war.« Zumindest an den wichtigen Terminen, an denen Kinder Geschenke erwarten, werden sie nie enttäuscht. Die Kinder fühlen sich ge-

borgen. Wenn Biermann heute von seinen Eltern spricht, kann man die Dankbarkeit in seiner Stimme hören. »Sie haben uns viele Werte vermittelt.«

Es ist kein Lebensentwurf, der viele Überraschungen vorsieht. Es ist ein Leben, das sich an bescheidenen Möglichkeiten orientiert. Für alles gibt es Regeln, alles hat seinen Platz. Den Urlaub verbringt die Familie oft in Bremen, wo einer von Andis Großvätern lebt. Seine Tante lebt in Spandau im Block gegenüber, nur wenige Meter entfernt. Von der Balkonreling gehen oft ein paar Sprüche rüber und schwappen zurück. Alltag in Spandau, flapsig und unkompliziert. »In Spandau war alles Durchschnitt«, erinnert sich Biermann. »Es war nicht besonders schön und nicht besonders hässlich. Aber es war Zuhause.« In der Familie kennt man keine Extreme, es gibt keine besonderen Leidenschaften oder Laster. Nur beim Fußball werden die Männer im Hause Biermann lebhaft. Es gibt selten Streit, es herrscht selten Ekstase. Die Gefühlslandschaft ist überschaubar gestaltet. Bei den Biermanns werden keine großen Gefühle beschworen und ausgetauscht. Es ist, als ob sie in eine unsichtbare Hülle gepackt wären, die sie daran hindert, zu intensive Gefühle zu zeigen. Es ist eine Sphäre der Mittelklasse, in allen Bereichen. »Wir haben trotzdem ein gutes Verhältnis gehabt, aber es war oberflächlich. Wir haben nur sehr ungern über unangenehme Dinge geredet.«

Als Biermann in die Pubertät kommt, hat er den anderen ohnehin nicht viel zu sagen. Das erwartet niemand, es ist ein friedliches Nebeneinander-her-leben, das funktioniert. Andi sitzt in seinem kleinen Zimmer, in dem ein Holzschrank steht und ein Computer, auf dem er Fußballmanager spielt. Er trägt Jogginghosen und ein Fußball-Trikot. Wenn er lächelt, dann verlegen. In sein Gesicht hat eine hartnäckige Akne ihre Spuren gefräst. Biermann merkt, wie er angestarrt wird. Auch von

Fremden, wenn er mit dem Bus unterwegs ist oder mit der Stadtbahn. Wenn er in der Schule aufgerufen wird, lachen die Mitschüler schon, bevor er einen Ton sagen kann. Wenn er an die Tafel muss, wissen alle schon vorher, was gleich passieren wird: Er wird vorne stehen mit dunkelrotem Kopf, das Einzige, was er heraus bringen wird, ist ein Gestotter. Dabei ist Biermann kein schlechter Schüler, er belegt in den Leistungskursen Mathematik und Sport, sein Abitur wird er mit einem Notendurchschnitt von 2,2 bestehen. Biermann kapselt sich ab, er lenkt sich ab an der Spielkonsole, versucht, nicht nachzudenken. In einer Ecke seines Zimmers stehen ein paar Fußballpokale, an der Wand hängt ein Wimpel. Mehr braucht er nicht in seinem Zimmer. Er ist zufrieden, wenn man ihn in Ruhe lässt, andere Ansprüche hat er zurückgeschraubt.

Seine Eltern wissen nicht, wie er leidet. Andreas redet nicht über die Schikanen, denen er draußen ausgesetzt ist. Er möchte seine Eltern nicht damit belasten. Er hat es sich angewöhnt, Probleme selbst zu lösen. Negatives wird verschwiegen, es wird weggedrängt. Mitleid ist das, was Biermann am wenigsten möchte. Biermann bewegt sich in einem Modus der gezügelten Gefühle. Er lässt weniger Emotionen zu, auch um weniger Schmerz zu fühlen. »Ich habe es mir früh angewöhnt, keine Gefühle und keine Schwäche zu zeigen«, weiß Biermann heute. »Ich habe sehr viel in mich rein gefressen und bin da auch emotional abgestumpft.«

Es ist oft eine Aneinanderreihung von Demütigungen und Peinlichkeiten, die Biermann durch die Woche treibt. Er versucht auszuhalten, was kaum auszuhalten ist. »Ich habe es verdrängt, wie schlecht das alles ist. So dass ich funktionieren konnte«, sagt Biermann. Gefühle versucht Biermann auszublenzen, weil er »sie nicht ertragen kann«.

Biermann ist sensibel, er ist verletzt, sein Konto an erlit-

tenen Demütigungen ist randvoll gefüllt. Viel mehr hat dort nicht Platz. Er pendelt zwischen Extremen: Draußen wird er verspottet und gedemütigt, zuhause werden alle übertriebenen Emotionen vermieden, Unangenehmes wird bei Gesprächen ausgespart. Man lebt auf engem Raum, versteht sich gut und hält doch Distanz. Es ist ein seltsam gedämpftes Leben, mit gezügelten Gefühlen, das nur vom Fußball aufgebrochen wird.

Flucht in das Traumschloss

Andreas Biermann hat nur wenige Freunde außerhalb des Fußballs. Wenn der Metallkäfig in der Nachbarschaft leer bleibt, in dem er gerne nach der Schule Fußball spielt, dann sitzt er meistens alleine in seinem Zimmer. Wenn er sich konzentriert, dauert es nicht lange, bis sich eine Traumwelt aufbaut, in die er abtauchen kann. In dieser Welt ist er stark, da besteht er Abenteuer wie He-Man, der Actionheld mit dem Zauberschwert. In seinem Zimmer baut Biermann eine Burg auf, in der He-Man regiert. Er kann das Zauberschwert nach oben ziehen und vernichtend nach unten fallen lassen. Es fällt oft nach unten. Im Kinderzimmer herrscht keine Ohnmacht, hier werden keine Außenseiter, keine Rothaarigen gedemütigt. He-Man und Biermann sind Verbündete, im Kampf für die Kleinen, Schwachen und Geächteten. Wer sich widersetzt, den trifft das Zauberschwert. Abends muss He-Man auf den Schrank, von hoch oben wacht er über das Kinderzimmer. Morgens muss ihn die Mutter gleich wieder herunterholen, sobald Andi aufgewacht ist. Ein paar Jahre später baut Biermann sich einen Wrestling-Ring auf mit Figuren wie Hulk Hogan. Der schwächliche Junge umgibt sich mit starken Figuren und wilden Fantasien, in denen sich die Machtverhältnisse umkehren. In dieser Welt ist er stark und unverwundbar.

Es muss einer dieser Nachmittage in der Falkenseer Chaussee gewesen sein, als sich Andreas Biermann in einen seiner Träume flüchtet. Biermann fällt es leicht, seine Gedanken auf Reisen zu schicken. Dort wo er ankommt, ist es allemal besser als in Spandau, wo er als Pumuckl geärgert wird. Wo alle etwas an ihm auszusetzen haben, wo alle etwas an ihm finden, was belächelt und gehänselt werden muss. Er muss sieben Jahre alt gewesen sein, da macht sich ein Gedanke in ihm breit, der sich so fest verankert, dass er ihn nicht mehr loslassen wird. Andreas Biermann will seinen Eltern ein Haus schenken, in dem sie ohne Sorgen zusammen leben können. »Das war als Kind mein größter Wunsch, er ist immer mehr zu meinem Lebens Traum geworden«, erzählt Biermann. »Wir sind sehr bescheiden aufgewachsen, konnten uns selten etwas leisten. Das wollte ich unbedingt ändern.« Biermann ist eines der Kinder, das zuerst an seine Eltern denkt. Und dann erst an sich. Der Gedanke, dass sie jeden Monat einen Großteil ihrer Einkünfte für Miete ausgeben müssen, wurmt den jungen Biermann ungemain.

Anfangs sind es Gedanken, die ihm über den Nachmittag helfen. Planspiele, die nicht umgesetzt werden müssen. Außerhalb der Stadt müsste das Haus sein, auf keinen Fall in Spandau, bei Berlin. Spandau ist kein Terrain, auf dem sich Kinderträume verwirklichen lassen. Biermann ist ein großzügiger Bauherr, es soll an nichts mangeln. In seiner Vorstellung hat das Haus dicke Mauern, es hat mehrere Stockwerke, es ist endlich genügend Platz da. Um das Haus ist ein großer Garten angelegt, ein kleiner Park, da stehen Bäume, auf dem Rasen kann er Fußball spielen. Hier ist auch Platz für Tiere, die er sich in Spandau nicht halten darf.

Das Haus ist von allen Seiten geschützt, es ist eine kleine Trutzburg, hier kann sie niemand belangen. Hier ist alles so, wie Biermann es will. Friedlich, harmonisch. Hier gibt er die

Regeln vor. In seinem Traumhaus ist die Welt heil, es ist der Blankoscheck auf ein sorgenfreies Leben. Stundenlang kann Biermann an der Architektur einer glücklichen Zukunft werkeln. Es ist ein Gebilde, das Form annimmt, in Gedanken.

Als er merkt, dass er »im Fußball, wo man sehr viel Geld verdienen kann«, sehr viel besser ist als andere, wird der Traum vom Haus zu seinem festen Antrieb. Zu einer Vorstellung, von der sich Biermann nicht mehr lösen kann. Andreas Biermann hat nur noch einen großen Traum: Fußball-Profi zu werden und seinen Eltern dieses Haus zu schenken. Aus der Immobilie wird die Vorstellung von einer besseren Welt, ein Symbol für die Zukunft, um die Biermann kämpfen will. Die Dimensionen und Ansprüche verändern sich. Aus dem Haus wird im Laufe der Jahre ein Traumschloss, aus dem kindlichen Wunschtraum wird Ernst. Für Andreas Biermann wird es zur Pflicht, das Traumschloss in Steinen entstehen zu lassen. Es ist eine Aufgabe, die er lösen will, die er lösen muss. Die Fantasie, die in Kindertagen in seinem Kopf herumspukt, wird mit den Jahren zur Obsession.

Als der FC St. Pauli am 16. Oktober 2009 bei Rot-Weiß Oberhausen antritt, steht Andreas Biermann im Kader. Die Mannschaft reist schon einen Tag vorher an und übernachtet im Hotel, Biermann teilt sich ein Zimmer mit Rouwen Hennings. Der Stürmer schläft, Biermann liegt mal wieder wach und spielt bis fünf Uhr morgens auf dem Laptop Fußballmanager. Er geht davon aus, dass er nicht zum Einsatz kommt, schlafen kann er ohnehin kaum noch. Doch Biermann wird eingewechselt, St. Pauli gewinnt. Er ist sechs Minuten lang dabei. Seine Mitspieler klatschen mit ihm ab und umarmen ihn. Aber es ist ihm egal, er empfindet nichts anderes als nach einer Niederlage.

Er feiert mit und fühlt sich dabei wie eine Puppe. Er tanzt nur mit, um nicht aufzufallen. Wenn die anderen in die Höhe springen, springt auch er hoch und reißt die Arme nach oben wie ein Hampelmann. Wenn die anderen singen, stimmt er mit ein. Es kommt Biermann so vor, als ob er sich zuschauen könne wie einem Fremden. Es ist sein letztes Spiel als Fußballprofi. Aber das ahnt er noch nicht.

Kapitel 2

Biermann und der Ball

Am Spielfeldrand stehen Zuschauer und grinsen. Zu komisch wirkt der rothaarige Knirps, der immer mehr die Fassung verliert und mit den Tränen kämpft. Der den Ball aus dem Netz holt und wegwirft und dabei schluchzt. Der darauf wartet, dass ihn endlich jemand aus diesem Fußballtor befreit. Sie hätte nicht schlimmer, sie hätte nicht peinlicher beginnen können, die Fußball-Karriere des Andreas Biermann. Als er sich Schwarz-Weiß Spandau anschließt, ist Biermann sechs Jahre alt, ein Knirps mit feuerroten Haaren, kleiner und schwächlicher als die anderen Kinder, die bei Schwarz-Weiß über den Rasen tollen. Platz für ihn ist nur im Tor, da will sonst keiner rein. Die anderen wollen alle auf den Kunstrasen, der besser aussieht als er sich bespielen lässt. Auf dem Rasenplatz, der hinter dem Kunstrasen liegt, darf nur die Herrenmannschaft spielen. Die Kinder trainieren auf dem Kunstrasen, der hart ist wie eine geteerte Straße.

Auch Andreas Biermann will Feldspieler sein, wie die anderen dem Ball hinterher rennen, im Geknäuel der kleinen, flinken Körper. Aber Andi wird in einen knallgelben Sweater gesteckt und in eine viel zu lange und viel zu dick gepolsterte schwarze Trainingshose, die er wie ein Rüstung trägt. Sie zieht ihn nach unten, wenn er nach hohen Bällen greifen will, kommt er nicht richtig nach oben. Mit den riesigen Handschuhen könnte man vielleicht Schneemänner formen, aber Bälle fangen? Was Biermann trägt, ist die Ausstattung für Verlierer, zumindest an diesem Spieltag, einem Samstag.

Biermann ist damit beschäftigt, die Bälle aus dem Netz zu holen. Die schlagen dort so häufig ein, dass er vergisst mitzu-

zählen. Mit seinen linksichen Bewegungen weiß er nicht, wie er die Blamage verhindern könnte. Er ist kein Torwart, er hat nie trainiert, wie man Tore verhindern kann. Wie man einem Stürmer den Weg verstellt. Andi, knapp sieben Jahre, nimmt sich das Debakel zu Herzen, immer wieder wandert sein Blick nach rechts, wo unter den Zuschauern seine Eltern stehen. Dort sucht er Halt, dort sucht er Schutz. Aber seine Eltern können ihm nicht helfen. Wer im Tor steht, ist alleine. Das gilt schon bei den Kindern.

»Halt doch mal einen fest«, ruft einer der Zuschauer. »Nehmt doch endlich mal den Torwart raus«, brüllt ein anderer. Geduld kennt auch der kleine Fußball nicht. Schwarz-Weiß bricht auseinander, der Gegner hat leichtes Spiel. Die Vorführung will nicht enden. Es ist, als ob immer wieder dieselben Szenen abgespielt würden, eine endlose Wiederholung der Unterlegenheit. Manche Spiele dauern so lange, dass man sie ein Leben lang nicht mehr vergisst. Dieses ist eines davon. Als der Schiedsrichter abpfeift, hat Biermann 14 Tore reingelassen, es steht 14:0 für den Gegner. Bei Biermann brechen nach dem Schlusspfiff alle Dämme. Er heult hemmungslos, seine Eltern können ihn kaum beruhigen. »Das war mir so peinlich, da zu weinen. Aber ich habe es nicht verhindern können«, sagt Biermann heute noch. Es ist ihm so unangenehm, dass er sich vornimmt, nach außen keine Schwäche mehr zu zeigen. Er ist noch keine sieben Jahre. Ab jetzt will er im Fußball nur noch stark sein.

Biermann fängt an zu trainieren, wann immer er kann. Er trainiert auch gegen das Gefühl der Schwäche. Gegen das Gefühl der Ohnmacht, die grinsenden Gesichter am Spielfeldrand, die feixenden Erwachsenen. Ins Fußballtor muss er nur noch einmal zurückkehren, nach gerade mal zwei Spielen haben alle erkannt, dass der Job des Torwarts nicht seine Be-

stimmung ist. Bald darauf trägt er das weiße Trikot der Feldspieler zur schwarzen Hose. Er verbringt jede freie Minute auf dem Bolzplatz. »Es gab nur Schule, Essen und Fußball. Erst auf dem Bolzplatz, dann bei Schwarz-Weiß Spandau«, erinnert sich Biermann. Dort wird er von Christian und Martin Schalow trainiert, drei Jahre lang, erst in der E-Jugend, danach in der D-Jugend. »Nach dem Training haben wir Technikvideos angeschaut. Das hat mich total begeistert. Das war sehr motivierend und sehr prägend«, erzählt er. Es sind Szenen von Spielern wie Diego Maradona, der verrückte Kunststücke mit dem Ball vollbringt, die Biermann sich immer wieder anschaut. Maradonas Körper ist wie ein Instrument, das er dem Ball zur Verfügung stellt.

Nur wenige Meter von Biermanns Wohnung entfernt liegt der Bolzplatz, auf dem Andi immer zu finden ist. Auf den Grünflächen zwischen den Wohnblocks dürfen die Kinder nicht spielen, die werden gepflegt, damit niemand sie betritt. Der Bolzplatz ist nicht allzu groß geraten, ein Metallzaun hält ihn zusammen. Es ist ein Käfig, den die Kinder freiwillig betreten und erst wieder verlassen, wenn die Mütter nach ihnen rufen, mit belegten Stimmen, in denen Ärger mitschwingt. Weil die Jungs beim Fußball mal wieder die Zeit vergessen haben und das Essen auf dem Tisch kalt geworden ist. Dann wird der letzte Angriff noch abgeschlossen, das letzte Tor erzielt und abgeklatscht. Gleich nebenan ist der Kindergarten, den Andi besucht hat. Dahinter steht ein grauer Wohnklotz, Ausdruck brachialer Architektur, in die Menschen auf Etagen einsortiert werden wie in Schubladen. Richtige Tore hat der Käfig nicht bekommen, da wurde am entscheidenden Punkt gespart. Aber die Kinder wollen Tore haben, unbedingt. »Sonst macht es keinen Spaß«, sagt Biermann, »ich musste beim Fußball immer das Ziel vor Augen haben.«

Irgendjemand hat mit brauner Farbe Tore auf den Metallzaun gemalt, mehr braucht es nicht, um den Ball dort unter zu bringen, wo er hingehört. Das Geräusch, wenn er ein Tor erzielt hat, wenn Leder gegen Metall schlägt, hat Biermann noch immer in den Ohren. Der Boden des Fußballfeldes ist aus Stein, wer hier fällt, tut sich weh. An einigen Stellen hat sich der Steinboden nach oben gewölbt, es ist ein anspruchsvoller und tückischer Parcours, um den Ball zu kontrollieren und zu führen. Mit André, Yener und Mario bildet Andi ein Team, das oft gegen ältere Jungs antritt. Andi lernt schnell, nicht hinzufallen. Wenn er den Ball hat, muss er schnell sein und ihn so verwerthen, dass er möglichst keinen Körperkontakt zu den Gegenspielern hat. Es ist eng, ist der erste umspielt, stellt sich schon der nächste in den Weg. Andi lernt hier, Probleme spielerisch zu lösen. Wer hier grätscht, hat offene Beine, hat blaue Flecke. Die meisten Kinder hinken mit blutenden Knien nach Hause. Technik ist hier gefragt, wenn man gewinnen will. Biermann gehört fast immer zu den Siegern, er scheint über den Boden zu schweben, den Ball eng am Fuß. Den Metallzaun nutzt er als Bande, Biermann schneidet den Ball so an, dass er wieder zu ihm zurückfindet. Er ist der kleine König auf dem Spandauer Steinplatz. Auf diesem harten, welligen Boden verfeinert er seine Technik, seine Spielweise. Auch gegen Ältere setzt er sich durch, obwohl er immer noch schwächtiger ist als die anderen. Aber er ist auch schneller am Ball und geschickter. Verschwitzt und glücklich läuft er aus dem Fußballkäfig nach Hause, die Sonne hat längst ihre letzten Strahlen ausgeschickt.

Andreas Biermann ist neun, als auch den Verantwortlichen bei Schwarz-Weiß Spandau auffällt, dass er talentierter ist als die anderen Spieler. Er wird immer mehr zum Ausnahmetailent in diesem kleinen Verein. Biermann ist Linksfuß, technisch stark, enorm schnell, er schießt die meisten Tore. In der D-Ju-



Andreas Biermann, Rainer Schäfer

Rote Karte Depression

Das Ende einer Karriere im Profifußball

Paperback, Klappenbroschur, 192 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-579-06747-6

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: März 2011

Platzverweis – als depressiver Profi-Fußballer im Abseits

- Depressionen im Profi-Fußball – ein Realitätscheck
- Wenn Worten keine Taten folgen: business as usual nach dem Tod von Robert Enke
- Was passiert mit einem Profi-Fußballer, der sich zu seinen Depressionen bekennt?

Er liebt Fußball und hasst die Bedingungen, unter denen er gespielt wird. Er leidet unter einem gnadenlosen Milieu, in dem jeder sich selbst der Nächste ist, in der Mann keine Schwäche zeigen darf. Andreas Biermann hat versucht, sich das Leben zu nehmen, weil er keinen Ausweg mehr sah. Darüber reden konnte er nicht, weil ihn das ins Abseits katapultiert hätte. Diese Sprachlosigkeit ist im Fußball weit verbreitet, auch der deutsche Nationalhüter Robert Enke ist daran zerbrochen, sein Tod schockierte eine ganze Fußballnation.

Depressionen, Spielsucht, Doping, Homosexualität – mit ihrem aufrüttelnden Buch wollen Andreas Biermann und Rainer Schäfer dazu beitragen, die Tabuthemen im Profi-Fußball aufzubrechen. Ihr engagierter Appell für mehr Verständnis und Sensibilität richtet sich an die Verantwortlichen, die Spieler und die Fans.